

AUF SAND GEBAUT

**Respons auf den Respons von Pfr. alt Synodalrat Ruedi Heinzer
an der Zusammenkunft des evangelisch-theologischen Pfarrvereins am 11. Mai 2015 in Bern
Pfr. Dr. Bernhard Rothen**

Lieber Ruedi,

ich danke zuerst noch einmal für Deine Bereitschaft, mein Büchlein zu durchforsten und das gesunde Gewächs und den Wildwuchs darin zu benennen, und denke, am besten erstatte ich den Dank, indem direkt auf Deine Darstellung reagiere.

Übereinstimmung

Liebe Kollegen und Kolleginnen,

Ruedi Heinzer und ich sind uns über weite Strecken einig. Vor allem in der nicht so schwierigen Feststellung: eine der Hauptursachen für den sozialen Zerfall der Kirchen ergibt sich aus dem Wohlstand, der vor den Menschen eine Fülle von innerweltlichen Seligkeiten ausbreitet, und darüber hinaus hat der Sozialstaat zuerst die Schule und dann auch die Werke der Barmherzigkeit der Kirche aus der Hand genommen, so dass nun entscheidende lebenspraktische Aufgaben ohne sie erfüllt werden. Im kirchlichen Leben haben wir darauf mit Anpassung reagiert und aus dem Evangelium ein attraktives Freizeitangebot zu machen versucht und uns in der Teamarbeit in einem Klima von sentimental Befindlichkeits-äusserungen laufend gegen unten nivelliert. Das alles sehen Heinzer und ich sehr ähnlich. Insbesondere aber stimmen wir überein in der Meinung, dass wir die Chance verpasst haben, von der Sünde und Schuld anders zu reden als die Moralapostel der Moderne das tun. Soweit gibt es eine breite und inhaltlich gewichtige Übereinstimmung!

Wenn ich im Folgenden die grosse Differenz herausarbeite, birgt das die Gefahr, dass die Übereinstimmung untergeht. Ich bitte daher darum, dass wir im Gedächtnis behalten: Bei aller Differenz sind wir uns einig, dass der kirchliche Bedeutungsverlust vor allem bedingt ist durch das Fehlen von Nöten, die zu beten lehren, und insbesondere durch das moralisierende Verharmlosen dessen, was die Bibel Sünde nennt.

Differenzen

Die reale Kirche

Die Differenz besteht zunächst recht harmlos in einem Missverständnis, das aus einem zähleibigen Gedankenmuster wächst. Du schreibst, Ruedi, dass ich eine real existierende von

einer wahren Kirche unterscheide, die ich zwar nicht die unsichtbare nenne, wohl aber so zu denken scheine. Das ist ein Schein, der vollständig trügt und sich nicht meinen Formulierungen, sondern einem Vorurteil verdankt. Ich unterscheide die kirchlichen Rechtskörperschaften, die sich gegen den Zerfall stemmen, von der real existierenden, wahren Kirche, die aus all den vielen Menschen besteht, die in allen Konfessionen zu allen Zeiten auf Christus vertrauen, zu ihm beten, Fürbitte tun, sich zum Abendmahl versammeln, mit ihrer sonntäglichen Kollekte Glaubensgeschwister unterstützen und im Alltag mit ihrer geduldigen Liebe ihrem Herrn und Meister nachfolgen. Diese Menschen, sage ich, sind in der Hand des guten Hirten, er tut sein Werk an ihnen, zerschlägt ihre unfrohen Wünsche und richtet sie auf, dass sie laufen können und nicht müde werde. Insbesondere in der Gestalt der viel geschmähten alten Frauen versammelt sich diese wahre Kirche oft noch in unseren Gottesdiensten – wobei klar ist: diese real existierenden Menschen, auch die alten Frauen, deren Lob ich singe, sind keineswegs sündlos. Auch sie können rechthaberisch sein und jungen Menschen den Zugang schwer machen. Auch ihre Gerechtigkeit wird sich in ihrer Herrlichkeit zeigen erst, wenn vor dem Richterstuhl Christi das Sterbliche in das Unsterbliche verschlungen wird (2. Korinther 5). Ich rede also von der Kirche, die ich in der Gestalt von vielen Menschen leibhaftig um mich herum zu sehen meine, ohne dass ich den Anspruch erhebe, die Grenze zwischen den Dazugehörigen und den Nichtdazugehörigen ziehen zu können.

Gerade weil ich diese Kirche, die ihr geheimnisvollen Wachstum zu ihrem Haupt hin wächst (Epheser 4,15), schützen will vor manipulativen kirchenpolitischen Eingriffen, habe ich mein Büchlein geschrieben gegen den Anspruch, mit PR-Aktionen, Behördenbeschlüssen, neuen Kirchenämtern und einer breiten Angebotspalette in Grossgemeinden die kirchlichen Institutionen retten zu können.

Unterschiedliche Perspektiven

Diesbezüglich sind unsere Perspektiven biographisch bedingt verschieden: Als Synodalrat hast Du, Ruedi, kirchenpolitische Mitverantwortung tragen müssen für den Zusammenhalt und Fortbestand einer grossen kirchlichen Rechtskörperschaft und hast dabei, wie Du schreibst, das destruktive Wirken von „Querulanten und Zankteufeln“ im Pfarramt erlebt. Ich kann mir vorstellen, wie sehr eine zentrale Kirchenbehörde unter solchen Pfarrherrlichkeiten seufzen und stöhnen muss. Doch gibt es auch die andere Perspektive: Meine Frau und ich haben in unserem Amt und Haus eine Arbeit aufgebaut, die Junge und Alte innerlich zu binden vermochte, und die durch kirchenpolitische Entscheidungen zerschlagen worden ist – „es isch numme der Niid“, haben die alten Frauen uns das für mich unfassliche Geschehen erklärt. Für die hochgestellten kirchlichen Verantwortungsträger war und bin ich nach ihrem subjektiv ehrlichen Empfinden ein Querschläger, der sich auf Kosten des kirchlichen Wohls profiliert, und den man mit aller Macht möglichst unschädlich zu machen versuchen muss.

Demgemäss neige ich dazu, grossen Respekt zu haben vor den zerstörerischen Kräften der Sünde, die sich auch in das gute Wollen jeder Kirchenpolitik schleichen können.

Der Ort des Heils

Das hat aber nicht nur biografische Gründe, sondern auf dem, wie ich glaube, von Gott gefügtem Lebensweg sind mir auch theologische Einsichten geschenkt worden, die ich an den Konturen Deiner Aussagen jetzt herausarbeiten möchte. Im wesentlichen, wird sich zeigen, ist es eine ganz grundsätzliche andere Einschätzung, wo und wie uns von Gott Wegleitung und Hilfe versprochen ist, feierlich formuliert: Wo ist der Ort des Heils zu finden. Um das zuzuspitzen: Dieser Ort, sage ich, findet sich allein im Wort, das wir allein durch den Glauben fassen. Dem hältst Du entgegen: Er findet sich auch in den Strukturen, und bei den gewählten Amtsträgern, die vorausblickend diese Strukturen zum Wohl des kirchlichen Lebens zu reformieren versuchen.

Wenn ich richtig sehe, besteht Deine Replik zum einen in der Frage, ob ich das Grundübel richtig benenne, beziehungsweise, ob es ein solches Grundübel überhaupt gibt, und zum andern im Insistieren darauf, dass die kirchenpolitischen Verantwortungsträger in der Pflicht seien, vorsorgend, planend und also auch lenkend und gestaltgebend in das kirchliche Leben einzugreifen, um so weit menschlich möglich die Zukunft der kirchlichen Institutionen zu sichern, und dass sie dabei mit der Hilfe Gottes rechnen dürfen (und wir umgekehrt ihre Entscheidungen vertrauensvoll mittragen sollen).

Grundübel aufgelöstes Schriftprinzip?

Zwar habe ich, wie Du ohne weiteres zugeben wirst, die Ursachen des kirchlichen Zerfalls alles andere als monokausal beschrieben. Selten hat jemand auf so engem Raum so viele Problemfelder zur Sprache gebracht: die innerkirchlichen theologischen Divergenzen, die Konkurrenz durch Sozialstaat, Unterhaltungsindustrie und Medien und das wirtschaftliche Wohlergehen nenne ich – aber, da hast Du völlig recht: die Unfähigkeit der evangelischen Kirchen, auf diese gewaltigen Herausforderungen kraftvoll zu reagieren, sehe ich begründet in der Tatsache, dass das reformatorische Schriftprinzip einem engführenden Vorverständnis unterworfen worden ist, so dass nun jeder aus der Bibel das herausliest, was ihm im Moment als hilfreich erscheint. Wenn aber eine innerlich plurale Kirche auf eine pluralistische Gesellschaft eingeht, dann kann sie nur diffundieren und kann als Institution nur überleben, solange alte Traditionen sie noch tragen und die Staatsmacht sie mit zwangsweise erhobenen Steuergeldern alimentiert. Um das zu sehen, meine ich, muss man kein Prophet sein, sondern nur einigermassen ruhig denken.

Denn die evangelischen Kirchen sind in ihrem Ursprung nun einmal Kirchen des neu entdeckten Bibelwortes; und wenn sie auf die grossen Herausforderungen unserer Zeit mit gesammelter Kraft reagieren möchten, könnte das nur mit einem gemeinsamen,

überzeugenden Bezug auf die Worte der Bibel geschehen. Wie sonst? Bis heute ist es in jeder evangelischen Kirche so, dass die Kirchenmitglieder sich gefordert fühlen, nicht wenn eine kirchliche Autorität etwas sagt, sondern wenn behauptet wird, dies oder jenes sei die unwidersprechlich klare Botschaft der Bibel. Dann entwickeln sie Energie – und sei es auch nur, um die Autorität der Bibel grundsätzlich in Frage zu stellen. Nicht Gottfried Locher oder Andreas Zeller machen einem evangelischen Christenmenschen das Gewissen heiss, sondern der Anspruch, dass hier oder dort das sonnenklare Bibelwort ihren Glaubensgehorsam fordere.

Das zeigt sich auch in Deinen Aussagen zu dieser Sache. Mit viel Leidenschaft plädiert Du dafür, dass die Bibel selber pluralistisch sei und rennst mit kurzem Anlauf die offene Tür ein, dass sich aus 1. Korinther 13 „erkenntnistheoretisch zwingend“ eine Freiheit des Denkens ergebe, hinter die kein Vernünftiger zurückgehen möchte. In der Tat wünscht sich gewiss niemand die konfessionellen Rechthabereien zurück.

Doch Gestalten wie der Hamburger Pastor Goeze sind ziemlich seltene Dinosaurier geworden, und wir sollten aufhören, die Probleme des 18. Jahrhunderts zu lösen. Meine rein psychologische Beobachtung bleibt gültig: Die Erkenntnis, dass wir nie über eine feste Erkenntnis verfügen werden, ist längst zu einem festen geistigen Besitz geworden, der die europäischen Elite satt und selbstzufrieden macht (wie es schon Lessing ziemlich selbstgefällig formulierte). Nicht rechthaberische Pastoren, sondern wendige Gnostiker beherrschen heute das Feld auch der innerkirchlichen Auseinandersetzungen. Mit jedem zweiten Halbsatz demonstrieren sie, dass ihnen die potentielle Widersprüchlichkeit aller Aussagen wohl bewusst sei und sie nichts Festes behaupten, sondern nur zum Denken anregen wollen – und wir alle uns darum zurücklehnen und zufrieden sagen können: Was ich nicht weiss, macht mir nicht heiss!

Auch schon die Reformatoren haben aber 1. Korinther 13.9ff. gelesen und sich ihre Gedanken dazu gemacht. Melanchthon hat mit diesem Ausgangspunkt seine Loci-Methode entwickelt, nach der einzelne Stücke des Glaubens herausgearbeitet werden. Luther hat das als äusserst hilfreich gelobt – aber er selber hat die Bibel doch immer als ein organisches Ganzes gelesen und darum durch die Zeiten hindurch dankbare Leser gefunden, die in seiner Bibelauslegung nicht nur Lehre, sondern tröstlichen Zuspruch und erhellende Wegweisung gefunden haben.

Dabei blieb es aber ein unbewältigtes Erbe, dass Luther selber sich die grosse Differenz zu seinem Mitstreiter Melanchthon nicht bewusst machen konnte, und dass auch die pietistischen Kritiker der evangelischen Orthodoxie diese Differenz nur gespürt, aber nicht klar gesehen, und dass von Karl Barth bis zur fundamentalistischen Chicago-Erklärung dieser Unterschied nie ernsthaft bedacht worden ist. Luther spricht von der *Klarheit* der Schrift und nicht, wie die Nachfolgenden – bis und mit Barth – von ihrer *Durchsichtigkeit*. Luther geht davon aus, dass die heiligen Schriften ein Licht ins Leben tragen, das in die vielen Sphären

des menschlichen Tuns und Lassens dringt und selbstsichere Urteile erschüttert und die Dankbarkeit des Glaubens schafft. Für die Orthodoxie aber ist die Bibel eine Norm, in deren Masse man sich hineindenkt, um dem Glauben die richtige Form zu geben. Schon beim Ursprung der Erkenntnis kommt es also zu einer fatalen Verschiebung von der passiven zur aktiven Gerechtigkeit: Statt dass die Erkenntnis passiv empfangen wird, wird sie als ein gutes Werk produziert.

Darum möchte ich auch jetzt nicht mein – nun vermeintlich richtiges – Verständnis der Bibel anderen, falschen, entgegensetzen. Sondern ich möchte die Bibel vorurteilsfrei lesen und im Folgenden an zwei, drei Beispielen den Tatbeweis erbringen, dass diese Worte auch heute unsere Vorurteile überwinden und in aktuelle Streitfragen ein unmittelbar erhellendes Licht tragen können.

Kleinglaube kontra Universalglaube: die Ausgiessung des heiligen Geistes

Die vielleicht wichtigste Differenz zwischen uns, Ruedi, kann man wohl im Hinblick auf die Ausrichtung des Denkens ausmachen. Du nennst mich einen Propheten, während ich ein Analytiker sein möchte, und Dich selber (was ich nie zu tun wagen würde) einen Hofpropheten. Ich denke über das nach, was Gott gegeben hat, während du uns mit starken Worten zurufst, nach vorne statt nach hinten zu schauen:

„Die Kirchen werden wohl kleiner, ... aber zerfallen werden sie deswegen nicht. ... Ein neues Verständnis von Glauben und Ratio ist am Keimen, und wenn es mal blüht, werden wir unsere Wunder erleben.“

Eine wunderbare Verheissung – und tatsächlich höre ich Kleingläubiger die Botschaft und es fehlt mir der Glaube. Wo und wie ist uns das verheissen? Wo siehst Du einen Jeremia, der den Acker in Anatot kauft, oder einen Paulus, dem ein Hananias sagt, wie viel er leiden müsse, um den Namen Gottes unter den Völkern zum Leuchten zu bringen?

Deine Verheissung begründest Du zum einen durch die Behauptung, meine „Hauptbefürchtung“, kirchenpolitische Reformbemühungen könnten den Zerfall der Kirche noch beschleunigen, überschätze die Macht der Behörden. Das ist kein theologisches, sondern ein empirisches Argument, und darum darf ich dem entgegenhalten: So denkt ein alter Berner Pfarrer, so habe auch ich gedacht und habe die Macht der Behörden in der Basler Kirche unterschätzt und wollte diesen Fehler nicht in der Appenzeller Kirche noch einmal begehen. Wenn aber die Berner Pfarrer erst einmal unter die Fittiche vom Synodalrat kommen, werden sie bislang unbekannte Erfahrungen machen und die Macht der Behörden neu kennen lernen.

Doch wie gesagt: Da steht Erfahrung gegen Erfahrung, und Du bist Theologe genug, dass Du diese empirische Einschätzung ergänzest mit einem genuin theologischen Argument: „Ich

würde nun umgekehrt dem Autor Kleinglauben vorwerfen“, schreibst Du, und fährst fort: „Glaubt er denn nicht, dass der Geist Gottes seine Gaben ausgiesst auf jene, die wir wählen, und dass er selber sie führt, all ihren sündhaften Neigungen zum Trotz?“

Damit bringst Du die Fragen auf den wirklich entscheidenden Punkt, und führst uns zu der theologischen Substanz, um die es geht. Das ist Dir wahrhaft zu danken!

Es ist die Frage, wie der heilige Geist ausgegossen wird, wie also die Feststellung des Apostels Petrus in der Pfingstpredigt, Joel 3 sei in Erfüllung gegangen, zu verstehen ist (Apg. 2,16ff.). Ist der heilige Geist allgemein über die christlichen Völker ausgegossen, so dass in und mit ihren Sozialwerken das Anliegen des Evangeliums zu seiner Vollendung kommt (wie Du das am Eingang Deiner Überlegungen als eine Möglichkeit ins Spiel bringst)? Oder so, dass die kirchliche Gemeinschaft allgemein, und insbesondere auch in ihren kirchenrechtlichen Entscheidungen mit der Leitung durch den heiligen Geist rechnen darf? Oder so wie ich die Pfingstpredigt verstehe, dass nämlich der heilige Geist über die Mägde und Knechte, die Söhne und Töchter ausgegossen ist, so dass auch sie die Bibel recht auslegen können und uns also durch das Trällern eines Kindes möglicherweise ein tieferes Bibelverständnis geschenkt wird als durch die sorgfältig ausdifferenzierten Erörterungen eines Professors (wie ich in der Tat von meinen Konfirmanden mehr über die Bibel gelernt zu haben meine als von meinen akademischen Lehrern)?

Auf diese zentrale Frage antwortest Du mit einem positiven Bekenntnis: „*Ich glaube, dass der Hl. Geist am Werk ist, nicht nur in frommen Zirkeln, sondern auch in zerstrittenen Synoden und ziemlich weltlichen Kirchenräten.*“ Das ist in der Substanz die römisch-katholische Amtstheologie, so wie Erasmus sie auslegt: Gott gibt seinen Geist sicher auch – oder sogar vornehmlich – denen, die in der Gemeinschaft des Glaubens eine wegweisende Aufgabe zu versehen haben. Darum unterwerfe ich mich der kirchenamtlichen Autorität, schreibt Erasmus, ob ich ihre Entscheidungen verstehe oder nicht.

Luther hatte noch eine gehörige Portion Mut nötig, um offen auszusprechen, dass nicht nur der Heilige Vater in Rom, sondern auch Konzilien irren können. Für uns, mit einem noch breiteren Wissen von der Kirchengeschichte, scheint mir aber gar nichts anderes möglich, als nüchtern zu konstatieren: Auch gerade Kirchenbehörden können von unguuten Geistern beseelt sein und langfristig grossen Schaden anrichten. Der Tröster, der heilige Geist, wird euch leiten in aller Wahrheit, hat Jesus seinen Jüngern versprochen, und diese Verheissung gilt gewiss auch uns – doch eben, wie Luther polemisch herausstellt, nicht pauschal, nicht durch einen Automatismus von Tauf- oder Weihwassers, sondern sie gilt kraft des Wortes, also immer dann und dort, wo Menschen Jesus nachfolgen und sich treu an sein Wort halten.

Darum dürfen wir, meine ich, nicht einfach darauf vertrauen, dass unsere Synoden und Kirchgemeinderäte und Pfarrkonvente vom heiligen Geist geleitet werden. Und der

Synodalrat sollte nach seinen Sitzungen nicht Kegeln gehen, sondern beten und in Gedanken durch die Bibel eilen und an ihren Worten seine Entscheidungen nochmals überprüfen, so wie Luther das von sich berichtet. Denn falsche Prophetie und schonungsloses Wüten von opferscheuen Hirten sind nichts, was wir mit der Reformation überwunden haben.

Gouverner, c'est prévoir

In meinem Büchlein plädiere ich dafür, keine Kirchenreformen auf Vorrat in die Wege zu leiten, sondern zu warten, bis die Not da ist, im Vertrauen darauf, dass Gott nicht den ihrer selbst Mächtigen, sondern den Bedrängten hilft. Dagegen schreibst Du ziemlich scharf:

„Das scheint mir schlechter Rat für Kirchenleitungen. Ich stehe auf der Seite Josefs, der dem Pharaos vorausschauend rät, Getreide zu bunkern, bevor die Hungersnot da ist und halte Rothen den alten Berner Spruch entgegen: ‚Gouverner c'est prévoir‘“.

Ich gestehe, dieses Argument hat mich beeindruckt. Vor allem natürlich der Hinweis auf die Weisheit im alten Bern. Erst beim weiteren Nachdenken habe ich mich gefragt: „*Gouverner c'est prévoir*“? Im alten Bern? Kann das sein? Das alte Bern war ja trotz allem bibelfromm, manchmal orthodox, allzu orthodox, später pietistisch, aber doch ziemlich bibelfromm. Konnten sie da wirklich sagen: *Gouverner c'est prévoir*? Wo in der Bibel wird eine Regierung beschrieben, die in die Zukunft schaut und vorbeugende Massnahmen trifft? Abraham? Er hat keine Ahnung, wohin die Reise geht, und wie lange er unterwegs sein wird; und als er dann doch vorsorglich einen Sohn zeugt, richtet er damit ein ziemliches Chaos an. Mose? Luther sagt: Wenn er versucht hätte, den Israeliten zum Voraus klarzumachen, was auf sie wartet, und ihr Einverständnis zu gewinnen, dann wären sie noch heute in Ägypten. Der Vorrat, den Mose mitnehmen lässt, reicht nicht weit, und er selber lamentiert dann über die allzu schwere Arbeit, ohne dass er sich zu helfen weiss. Sein Schwiegervater und später Gott selber machen ihm die hilfreichen Vorschläge für eine strukturelle Verbesserung. David? Bathseba muss ihn drängen, die Nachfolge zu regeln, und schon Salomo verspielt wieder, was seinem Vater gegeben war. Jesus mahnt seine Jünger, in ganz kleinen Schritten von Jerusalem an in ganz Judäa und Samaria ihre Aufgaben zu tun; und darauf zu vertrauen, dass sie so die Enden der Erde erreichen. Nirgendwo tritt in der Bibel ein proaktiv vorausschauendes Regiment in Erscheinung. DOMINUS PROVIDEBIT, heisst es denn auch am Rand von unserem Fünffrankenstück.

Gouverner, sagen die biblischen Schriften, ist nicht so sehr *prévoir*, sondern Macht wird in guter Weise vor allem negativ ausgeübt, zuerst einmal so, dass die Bösen bestraft und die Schwachen geschützt und die Guten gefördert werden (Psalm 101, Sprüche 21 und 25, Römer 13,1ff.).

Hat man wirklich im alten Bern diesen biblisch niedrigen Horizont übersprungen und sich die Aufgabe gestellt, zukünftige Entwicklungen proaktiv zu bewältigen? So habe ich mich

gefragt, und habe daraufhin ein bisschen recherchiert und sofort gesehen: Nein, natürlich nicht! „*Gouverner c'est prévoir*“ ist kein alter Berner Spruch, sondern ein typisch modernes Motto aus dem nachnapoleonischen Frankreich, ein Wort, das der Publizist Emile de Girardin 1852 geprägt hat und das beispielhaft für das Projekt Moderne steht: Der Referenzrahmen, nach dem man sich richtet, besteht nicht aus göttlichen Geboten und weisheitlichen Erkenntnissen. Nicht die Rückbesinnung auf Gottes Heilstaten und nicht ererbte Güter verpflichten das Gewissen, sondern drohendes Unheil und ein für die Zukunft erhofftes menschheitliches Glück leiten die Gedanken. Und oft genug geht das Engagement für dieses Zukünftige so weit, dass man ihm alte Rechte und Tugenden zu opfern bereit ist. Mein tiefes Misstrauen gegenüber den Zukunftsverheissungen der Moderne ist das wichtigste Motiv für meine Skepsis gegenüber einer vorbeugenden Kirchenpolitik.

Graue Haare

Darum reagiere ich auch heftig gegen die praktische Schlussfolgerung, die aus der programmatischen Ausrichtung an der Zukunft folgt. Es sei ja zwar vielleicht tatsächlich schwer, schreibst Du, Ruedi, an das Überleben der Kirche zu glauben, „*aber befrage dazu nicht „ältere Pfarrer“ bitte! Jammern über die Entwicklungen ist unbestritten eine Alterserscheinung*“. Durch die ganze Bibel geht die Mahnung, die Eltern zu ehren, graue Haare hoch zu achten und den Rat der Alten nicht leichtherzig beiseite zu schieben. Was gibt uns ein Recht, Sorgen über die Entwicklung der Zeit als eine Alterserscheinung zu disqualifizieren und ihnen die Meinung von noch Unerfahrenen vorzuordnen?

Josef und die Vorsorge Gottes

Es bleibt also für das Votum für eine proaktive Kirchenpolitik Josef – ein in der Tat starkes Argument! Josef ist in der Bibel der Verantwortungsträger par excellence, der vorbeugend in das Leben des Volkes greift. Kann und muss nicht der Berner Synodalkonvent wie Josef in den guten Jahren Vorräte bunkern, damit sie in den schlechten vorhanden sind?

Die Frage stellen heisst, sie beantworten. Natürlich sollte er das! Aber hat er?

Josef hat ja nicht zu reagieren begonnen, als jeder halbwegs Vernünftige die Probleme hat kommen sehen. Im Gegenteil, Josef hat Anordnungen getroffen, die beim herrschenden Stand der Dinge als übervorsichtig, kleingläubig, sogar böswillig erscheinen mussten. Er hat in einer Blütezeit den Genuss eingeschränkt, um einen Niedergang zu bewältigen, der noch nirgendwo auch nur ansatzweise zu erkennen war. Gegen alle Erfahrung hat er – sola fide! – blind auf die Offenbarung vertraut, die ihm zuteil geworden war. Wann und wo haben Synodal- und Kirchenräte etwas Dergleichen getan? Wo sind im Moment die kirchlichen Machthaber, die uns z. B. sagen, dass wir geistige Nahrung bunkern, dass wir auswendig lernen sollen für kommende Zeiten der Not?

Wir können uns in der Tat nichts besseres wünschen, als dass Männer und Frauen vom Format eines Josefs in unseren Synodal- und Kirchenräten an die Macht gelangen: Menschen, denen früh schon von Gott Visionen geschenkt werden, so dass sie zu Fremdlingen in der eigenen Familie werden und mit Missverständnissen und dem Neid und Hass ihrer Nächsten zu leben lernen; Menschen, die ein ungerechtes Schicksal ertragen und sich dabei moralisch bewähren; Menschen, die tief gebeugt die Erfahrung machen, wie wenig mit menschlicher Macht getan ist – und die dann zur Macht kommen! So dass sie in guten Tagen schon auf eine glaubwürdige Weise vor bösen Zeiten warnen und der Kirche vorhersagen, dass sie in eine lange geistige Trockenzeit geraten kann und darum Vorräte anlegen muss. Wo aber waren und sind diese Synodalräte?

Auch gerade der Gedanke an Josef macht auf eine eindrückliche Art anschaulich: Es ist Gott, der vorsorgt, und nicht die Menschen mit ihren kurzatmigen Plänen.

Gott aber hat tatsächlich vorgesorgt auch für unsere Kirche! In den Blütezeiten des Glaubens hat er uns grosse Gaben geschenkt, zum Beispiel die Kirchengebäude, durch die auch heute ein geistig hungriger Strom von Besuchern pilgert, oder Lieder wie diejenigen von Paul Gerhardt, die uns durch schwere geistliche Krisen hindurchtragen können, oder die Musik von Johann Sebastian Bach, die manchen Skeptiker ins Grübeln bringt. Da ist ein reicher Vorrat gebunkert, von dem wir in theologisch dürftigen Zeiten zehren dürfen, statt hüsteln zu müssen im Staub eines Glaubensbuches, wie der Schweizerische Evangelische Kirchenbund es in Auftrag gegeben hat.

Elia und die 7000

Vielleicht sollten wir am Schluss doch auf einen älteren Kollegen hören, sogar auf die Gefahr hin, jammernde Untertöne hören zu müssen. Peter Altorfer, der heute an der Mitgliederversammlung vom Zwingliverein in Zürich ist, hat mir geschrieben:

„Ist es nicht ein wenig wie mit Eljah? (Ich allein bin übrig geblieben... Gehe hin ... alle, die ihre Knie vor Baal nicht gebeugt haben!) Ist es nicht unsere Aufgabe, jene zusammenzubringen, ‚die ihre Knie vor Baal nicht gebeugt haben?‘
Wenn ich dich recht verstehe, dann wären die in vielen sog. unbedeutenden Pfarrämtern zu finden. Für mich wäre das eine ermutigende Perspektive!“

Ich bin etwas zurückhaltender als Peter Altorfer und meine: Ja, es wäre wunderbar, wenn es uns Gott schenken würde, „diejenigen, die ihre Knie nicht vor Baal gebeugt haben“, zusammenzubringen, damit wir uns gegenseitig trösten und stärken. Es wäre eine Gottesgnade, wenn unser alter Verein zu einem solchen Werk beitragen dürfte! Doch wir müssen auch hier genau lesen!

Elia hatte nur das Wort, dass diese 7000 in Israel übrig seien. Auch ich zweifle nicht, dass diese 7'000 unter uns leben, dulden und hoffen, in manchem unbedeutenden Pfarramt, aber gewiss auch in der Gestalt von vielen Gemeindegliedern, die an bedeutenden und unbedeutenden Pfarrern leiden und diese liebevoll zu tragen versuchen. Elia hatte keinen Auftrag, diese 7'000 zu sammeln! Im Gegenteil: Er musste den Usurpator Jehu und den feindlichen König Hasael salben und die destabilisierenden Mächte in Israel stärken. Er hatte allein das Wort, und musste sich am Glauben allein genügen lassen: Die 7'000 gab es; Gott kannte sie. Und nicht die damals Mächtigen, sondern diese Wenigen, Verstreuten, haben die Geschichte Israels weiterschrieben – gegen alles, was damals ein Religionssoziologe prognostiziert hätte! So geschah es – durch die Vorsehung Gottes, und nicht durch die prospektiven Massnahmen der Könige, Priester oder Propheten.

Auch für uns gilt: Uns ist das Wort gegeben, und wir wünschen uns, dass wir dieses Wort auch ein Stück weit in einer menschlichen Gemeinschaft teilen und dadurch aufgebaut werden dürfen, wie sich das Paulus mit der Gemeinde in Rom gewünscht hat (Römer 1,9-13). Unser Verein hat (im Unterschied zu Elia) von unseren Vorgängern seit bald 125 Jahren ausdrücklich den Auftrag, diejenigen zu sammeln, die ihre Knie nicht beugen wollen vor den Götzen der Zeit. Doch ob uns das gegeben wird, steht in Gottes Hand.

So oder so aber, dessen bin ich mir ganz gewiss, dürfen wir den Gottesglauben, der hier und dort im Verborgenen noch lebt, nicht gering achten und stolzen Reformvorhaben opfern.

Darum wollte ich, wie des öfters gesagt, auch diesen altersschwachen Verein nicht kampflos untergehen lassen. Denn er erinnert daran, dass es nicht die Strukturen der Kirche sind, welche die Gemeinschaft des Glaubens gefährden. Sondern es ist die radikale Infragestellung der biblischen Botschaft durch die romantische Theologie, welche die kirchlichen Bindekräfte zersetzt. Anders gesagt: Nicht für kirchenamtliche Leitungsmassnahmen, sondern für die richtige Schriftauslegung wird der heilige Geist über uns ausgegossen, und durch sie wird die Kirche erbaut – nicht hastig auf Sand, sondern mühsam auf Fels.